

ließ ihr keine Ruhe. Sie ging in den Garten, wo jetzt Ernestine neben ihrer Mutter auf der Bank unter dem Nußbaum saß, mit wütendem Gesicht und einem Tauchnitzband in der Hand. Eine Stunde später sah sie die beiden im Bad wieder: die Mutter, ein kleiner Fliegenpilz, stand auf stämmigen kurzen Beinen unter einem roten Sonnenschirm und schrie jedesmal, wenn ihre wunderbare Tochter in Hecht- und Delphinsprüngen vom Trampolin abschnellte: „Genug, Ernestine! Jetzt ist es aber genug!“

Beim Wasserballspiel machte May Ernestines Bekanntschaft. „Ich glaube, Sie kennen meinen Vetter Robert X...“, fragte sie. Vetter nannte sie ihn, damit Ernestine ihre Frage harmlos beantwortete. Das tat sie auch: „Ach ja, das ist so ein Gescheiter, der sich über alles lustig macht? Ich mag ihn nicht besonders...“

Ja, also das ist sie nun, Ernestine, die ihm so gut gefällt. May kann es verstehen, und je besser sie es versteht, desto ernster und nachdenklicher wird sie. Sie verfolgt Ernestine auf Schritt und Tritt, läßt es sich aber nicht merken. Mit einem Buch in der Hand sieht sie dem ausgelassenen Treiben des schönen Mädchens zu, das mit Männern kaum ein paar Worte wechseln darf, und das deshalb mit Kindern herumtollt, auf Bäume klettert, und bis in den Himmel schaukelt. Mays Nachdenklichkeit aber gewinnt die Sympathie des Fliegenpilzes:

„Das ist einmal ein ordentliches stilles Mädchen! Wäre doch Ernestine wie Sie! Wollen Sie nicht mit uns spazieren gehen?“

Die Mutter ging etwas langsamer mit einer andern Dame hinter den beiden Mädchen her. Ernestine stellte allerlei Kinderfragen: In welche Klasse gehen Sie? Werden Sie Abitur machen? Waren Sie schon auf einem richtigen Ball?

Mitten im Antworten fragte May: „Sagen Sie, wie können Sie das bloß aushalten? Sie sind doch ebenso alt wie ich. Und immer unter den Augen von Mama?“

Ernestine kniff die Augen ein, als käme jetzt ganz etwas Schlaues: „Es dauert nicht mehr lange. Ich heirate in einem Jahr. Einen Freund meines Vaters. Er ist furchtbar reich, er wird mir ein eigenes Auto kaufen und überhaupt alles, was ich will.“

„Einen Freund Ihres Vaters? Aber der muß doch viel, viel älter sein als Sie?“

Ernestine lachte: „Bloß um fünfundzwanzig Jahre!“

May blieb stehen und sah ernst und erschrocken auf das wunderschöne junge Geschöpf: „Lieben Sie ihn denn?“

„O doch. Er ist viel netter zu mir als Papa und Mama. Alles, was ich sage und tue, ist ihm recht. Wir werden im Winter nach St. Moritz fahren und im Frühling nach Nizza.“

Ist sie wirklich so tief verdorben, dachte May, daß ihr alles gleich ist, bis auf den Luxus? „Eine Ehe ist doch keine Vergnügungsreise“, sagte sie und runzelte altklug die Stirn. „Nizza — St. Moritz — er wird doch überall Ihr Mann sein! Er wird doch nicht bloß mit Ihnen tanzen und spazieren gehen — ich meine — Sie verstehen mich doch...?“

Sie verstummte. In Ernestines Gesicht hatte sie erkannt, daß diese keineswegs verstand, und daß Robert recht gehabt hatte: Dieses Mädchen war eine vollkommene Unschuld. Der Bräutigam hatte ihr versprochen, auf Kinder zu verzichten. Daß es noch andere eheliche Ansprüche gab, die er geltend machen konnte, ahnte sie nicht.

Diese gefährliche Ahnungslosigkeit aber weckte die Revolutionärin in May, den unerbittlichen Autoritätshaß des stolzen Mädchens auf dem Weg zu Selbstbestimmung und Selbständigkeit und tiefes Mitleid mit der armen blinden Schwester, die gezwungen werden soll, sich Luxus und Wohlleben zu erkaufen, für einen Preis, den sie gar nicht kennt.

Und in Sehweite des rotbeschilderten Fliegenpilzes erklärte das ordentliche stille Mädchen der vollkommenen Unschuld, was eine Ehe ist. Sie sprach,